Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien

Straelen
März/April 1990
24. Jahrgang, Nr. 3/4

Fritz Nies

Vom autodidaktischen Zubrot-Erwerb zur angewandten Wissenschaft?

Literaturübersetzen: ein neuer Diplom-Studiengang der Universität Düsseldorf

1. Die Ausgangslage

Als Gemeinplatz gilt bereits, daß wir im „Zeitalter der Übersetzung" leben. Die Übersetzung im allgemeinen, Übertragung von Literatur im engeren Wortsinn, erweisen sich immer mehr als Aufgabengebiet von entscheidender Wichtigkeit für das Verstehen anderer Kulturen. Diese schnellwachsende Bedeutung des Übersetzens ist ableitbar nicht allein aus dem vielbeschworenen Epochenwechsel von der Industrie- zur Informationsgesellschaft und der Beschleunigung weltweiter Verflechtungsprozesse auf unterschiedlichsten Gebieten. Haben doch – in dieser Zeit vielfältigen übernationalen Zusammenrückens – Stellenwert und Art der neueren Fremdsprachenausbildung dazu geführt, daß die Zahl derjenigen eher schrumpft, die umfängliche oder schwierige Texte fremder Literaturen in der Originalsprache aufnehmen können und wollen. So ist es kaum erstaunlich, wenn das Gewicht der Übersetzerleistung auch im politischen Raum zunehmend erkannt wird.[1]

Als Übersetzungsland nimmt Deutschland seit einem halben Jahrtausend einen hohen Rang ein. Von einem Deutschen stammt jene Übersetzung, die in der Neuzeit die vielleicht stärkste Wirkmacht überhaupt besaß: Luthers Bibelübertragung. Goethe galt seine Nation als die an „vortrefflichen" Literaturübersetzungen reichste und durch diese Ausnahmestellung dazu bestimmt, das Konzept einer „Weltliteratur" zu denken.[2] Solche Tradition besonderer Offenheit für den literarischen Ausdruck anderer Kulturen, die in Klassik und Romantik ihre Blütezeit erreichte, verschaffte Deutschland seine in Übersetzungspraxis wie Theoriebildung oft führende Rolle – von Schlegel und Schleiermacher bis zu W. Benjamin und H. Rüdiger, W. Schadewaldt und M. Wandruszka. So mag es wenig verwundern, daß allein der deutsche Teilstaat Bundesrepublik gegenwärtig das im weltweiten Maßstab zahlenmäßig führende – für die Literaturübertragung das mit Abstand führende – aller Übersetzungsländer ist.[3] Noch immer gehören zwei Drittel der hierzulande publizierten Übersetzungen ins Gebiet der Schönen Literatur im engeren Wortsinn. Der Bedarf an Übersetzern ist also höher anzusetzen als irgendwo sonst – insbesondere dann, wenn man den Literaturbegriff nicht zu eng faßt und die stark überlappenden Bereiche geisteswissenschaftlicher Prosa und des zugehörigen Sachbuchs einbezieht.

2. Literaturübertragung und Wissenschaft

Ungeachtet hoher qualitativer Anforderungen und eines quantitativ recht beachtlichen Berufsfelds fehlte bisher jegliche gezielte und strukturierte Ausbildung des Literaturübersetzers (im Gegensatz zum Dolmetscher und Wirtschaftsübersetzer, für die längst Diplom-Studiengänge existieren). Doch die zunehmende Professionalisierung literaturbezogener Übersetzertätigkeit macht autodidaktisches Herumprobieren, für Berufsanfänger wie Verlage, zum immer weniger vertretbaren Risiko. Die Gesetzmäßigkeiten von Literaturproduktion und -vermittlung lassen längst keinen Raum mehr für die treuherzige Illusion, es gehe hier im Normalfall um in Selbsthilfe problemlos erwerbbare Routine, bei Spitzenleistungen um hohe Kunst – eine hochentwickelte, aber nicht notwendig reflektierte Fertigkeit aufgrund schöpferischer Begabung. Natürlich erfordert jede Spitzenleistung in Künsten wie Wissenschaften ein beträchtliches Maß an Talent und Kreativität, und nicht zufällig gehörten Wissenschaften ursprünglich in die Nähe der Kunst.[4] Auch begnadete Übersetzer lassen sich gewiß so wenig vermittels irgendwelcher Ausbildungsgänge produzieren wie geniale Maler oder Bildhauer, Dirigenten oder Komponisten. Doch ebenso unbestritten ist längst für solche Musterbeispiele künstlerischer Berufe, daß ihnen eine gezielte Ausbildung an Kunstakademie oder Musikhochschule meist alles andere als schlecht bekommt. Was inzwischen sogar Gebäudereinigern als selbstverständlich zugestanden wird, wurde einzig Literaturübersetzern vorenthalten: eine geregelte und überprüfbare Ausbildung.

Doch wie ist eine solche Ausbildung zu konzipieren? Die Übertragung literarischer – lies: hochkomplexer – Texte gehört in das Arbeitsfeld der Hermeneutik und damit der Textwissenschaften. Für sie gilt das allgemeine Merkmal von Wissenschaft: Systematisierung aus der Praxis gewonnener Erkenntnisse, Bildung von Theorien, die wieder auf das Feld der Praxis zurückwirken. Die Theoriebedürftigkeit und Theoriefähigkeit des Übersetzens wird gerade in den beiden letzten Jahrzehnten immer augenfälliger – im Bereich der Sprachwissenschaft wie dem der vergleichenden Literaturwissenschaft und Rezeptionsforschung.[5] Auf viele Erträge dieser Forschungen wird der Praktiker künftig schwerlich verzichten können, wenn er gewachsenen Qualitätsanforderungen standhalten will. Er sollte einschlägige Fragestellungen der Textwissenschaften kennen, insbesondere im Umkreis von Hermeneutik und Ästhetik, aber auch das Geflecht literarischer Zusammenhänge in Ausgangs- und Zielsprache. Er sollte fähig sein, verfügbare Arbeitsinstrumente dieser Wissenschaften zu nutzen und für seine Zwecke weiterzuentwickeln: bibliographische und lexikographische Hilfsmittel (Sprach-, Stil- und Sachwörterbücher, Terminologielisten, EDV-Datenbanken), aber auch die Fachliteratur zu Rhetorik und Stilistik, Prosodie und Metrik, zu Idiomatik, Synonymik und Semantik, zu regionalen und sozialen Sprachregistern.

Dies alles jedoch bedeutet keineswegs, daß literaturorientierte Übersetzerausbildung erfolgen müsse auf der Grundlage einer

---

1 Vgl. etwa den Abschlußbericht des Ausschusses „Buch und Literatur" beim deutsch-französischen Kulturforum in Paris vom 23. 9. 1986.

2 Vgl. dazu H. Turk in *Sonderforschungsbereich „Die literarische Übersetzung: Hauptantrag 1985/87"*, Göttingen 1984, S. 211.

3 Siehe etwa D. Milo, La bourse mondiale de la traduction: un baromètre culturel?, *Annales* 39, 1984, S. 104; vgl. auch Bassuet-McGuire, *Translation Studies*, London 1980 u. a.

4 Die Medizin entwickelte sich aus der Heilkunst, die Chemie aus der Goldmacherkunst; Mathematik, Philosophie, Sprach- und Literaturwissenschaften entstanden aus der alten „Artistenfakultät", an der Redekunst, Musik usf. gelehrt wurden.

5 Als Symptome zunehmender theoretischer Durchdringung des Problemfelds seien nur einige Tagungen und neugebildete Forschergruppen der letzten Jahre aufgeführt: Auf dem Weltkongreß der International Comparative Literature Association in New York waren 1982 zwei Diskussionskreise dem Thema Literaturübersetzung gewidmet, und beim Weltkongreß derselben Gesellschaft in München wird es 1988 sogar ein Generalthema sein. Eigene Sektionen zum Thema gab es auf den Kongressen der deutschsprachigen Romanisten in Siegen 1985 und in Freiburg 1987. Das Centre de Recherche der Pariser Sorbonne thematisiert im Schwerpunkt Rezeptionsforschung die Literaturübersetzung, und an der Universität Göttingen wurde 1985 ein Sonderforschungsbereich der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur literarischen Übersetzung begründet.

eigenen „Wissenschaft der Literaturübertragung".[6] Soweit bisher Ansätze einer „Übersetzungswissenschaft" (insbesondere aus sprachwissenschaftlicher Perspektive) entwickelt wurden, steht der Beweis ihrer Brauchbarkeit gerade für Zwecke der Literaturübertragung noch aus. Unabdingbar dagegen – wie schon das Ausbildungsprofil bisheriger Literaturübersetzer verdeutlicht[7] – für eine angemessene Ausbildung scheinen Komponenten jeweils mehrerer vorhandener Sprach- und Literaturwissenschaften. Der gegenwärtig als gängig geltenden Sprachkompetenz der meisten Berufsübersetzer entsprechend[8] sollte die Ausbildung für zwei Ausgangssprachen (eventuell mit einer weiteren Zusatzsprache) erfolgen.

3. Enge Rückkoppelung an die Berufspraxis

Unserer Zeit gilt Wissenschaft weithin als Faszinosum, Wissenschaftlichkeit als begehrtes Statussymbol. Ausbildungsgänge wie Bildungsinstitutionen erstreben heiß eine wissenschaftliche Aura: „Pädagogische" verwandeln sich in „wissenschaftliche" Hochschulen, Höhere Fachschulen in Fachhochschulen, ihre Schüler in Studenten und ihre Lehrer in Professoren, selbst die Oberstufe höherer Schulen entwickelt bereits „wissenschaftspropädeutischen" Ehrgeiz.
So liegt eine Gefahr allzu nahe: die Hochschulausbildung von Literaturübersetzern allzu „wissenschaftlich", allzu theorielastig zu konzipieren, Praxisnähe unausgesprochen als verächtlich abzutun. Eine sorgfältig austarierte (beim Hochschulstudium etwa von Technikern seit langem bewährte) Praxisnähe jedoch erscheint besonders dringlich gerade bei der Vorbereitung auf eine Tätigkeit, deren Arbeitsbedingungen weit weniger geregelt und überschaubar sind als die der meisten anderen Berufe. Solche Praxisnähe wird in Düsseldorf in doppelter Weise angestrebt: einmal durch Einbezug von Übersetzungs- und Verlagspraktikern in das Lehrangebot, zum andern durch Praktika. In diesem Zusammenhang ist vor allem eine enge Zusammenarbeit zu erwähnen, die mit dem Europäischen Übersetzerkollegium im räumlich nahen Straelen vereinbart wurde: Vorträge, Workshops und Blockseminare namhafter Praktiker, die sich zur Arbeit im Kollegium aufhalten, im Rahmen des Düsseldorfer Lehrangebots; dann ein jeweils einwöchiges Praktikum der Studenten in Stralen sowohl im Grundstudium wie im Hauptstudium.

4. Zulassungsvoraussetzungen zum Studium

Voraussetzungen sind das Zeugnis der allgemeinen (oder einschlägigen fachgebundenen) Hochschulreife sowie der Nachweis einer besonderen Vorbildung. Er gilt als erbracht durch Besuch eines Leistungskurses für das angestrebte Hauptfach und je eines Grundkurses für die beiden Nebenfächer (einbezogen in die Gesamtqualifikation des Abiturs und mit jeweils mindestens fünf Punkten bewertet). Kann der Nachweis der besonderen Vorbildung durch das Abiturzeugnis nicht geführt werden, ist er durch erfolgreichen Abschluß eines schriftlichen Tests ersetzbar (fünfstündige Klausur im Hauptfach in der jeweiligen Fremdsprache, je dreistündige Klausur in den Nebenfächern).[9]

5. Die Studienordnung[10]

Die Regelstudienzeit beträgt (einschließlich Diplomprüfung) vier Jahre und drei Monate. Studiert werden zwei „Ausgangssprachen" (als Hauptfach und erstes Nebenfach) sowie die Zielsprache Deutsch als zweites Nebenfach. An Ausgangssprachen gewählt werden können gegenwärtig: Englisch/Amerikanisch, Französisch, Italienisch und Spanisch, d. h. die bis jetzt quantitativ für das Berufsfeld meistgefragten Sprachen. Eine Erweiterung auf die ebenfalls wichtigen Sprachen Russisch und Japanisch (letztere als Zusatzfach) wird angestrebt.
Der Studiengang enthält eine Reihe affiner sprach- und literaturwissenschaftlicher Bestandteile – aufgrund der Einsicht, daß schon bisher ein Studium von Sprach- und Literaturwissenschaften als gute Basis für die Tätigkeit als Literaturübersetzer galt[11] Dazu kommt ein Kernbereich studiengangspezifischer Elemente. Angesichts des Nachfrageschwerpunkts Gegenwartsliteratur auf dem Übersetzungsmarkt[12] wurde ein Akzent auf Veranstaltungen zu Sprache und Literatur des 20. Jahrhunderts gelegt. Im sprachwissenschaftlichen Bereich gehören Lexikologie und Lexikographie, Semantik und Syntax und Sprachvarietäten der Ausgangssprache zum Studienprogramm; im literaturwissenschaftlichen Bereich sind es Grundlagen der Textanalyse, die Analyse von Zeit- und Individualstilen, gattungs- und medienspezifische Veranstaltungen, Seminare zu Fragen der Literaturrezeption. Fächerübergreifend angeboten werden eine Einführung in die Literaturübersetzung sowie Seminare zu Übersetzungstheorie/Übersetzungsgeschichte und zur Berufskunde des Übersetzers (von Urheberrecht und Vertragsgestaltung bis zum Umgang mit Verlagslektoraten). In den sprach- und übersetzungspraktischen Studienbereich gehören Veranstaltungen zur kontrastiven Grammatik, Lexikologie und Idiomatik und – selbstverständlich – Übersetzungen unterschiedlicher literarischer Textsorten (Grundstudium). Eine Schwerpunktbildung während des Hauptstudiums ist eingeplant in folgenden Bereichen: 1. Texte in gebundener Sprache; 2. Erzählprosa; 3. Expositorische Prosa; 4. Sprechtexte (Drama, Hörspiel, Filmsynchronisation). Dazu kommen Übungen an aktuellen Beispielen dialog- und beschreibungsorientierter Texte unter Anleitung eines Berufsübersetzers. Im Fach Deutsch sind u.a. Seminare zu absolvieren über Beschreibungsebenen der deutschen Sprache, Stilistik, Theorie und Praxis des Schreibens (in verschiedenen Gattungen), Grundzüge der modernen Literatur und ihrer Genres. Für ein Begleitstudium in nichtphilologischen „Sachfächern" der Philologischen Fakultät ist eine gewisse Anzahl weiterer Stunden reserviert.

6. Prüfungen und Diplom

Die Diplom-Vorprüfung soll in der Regel vor Beginn des fünften Studiensemesters abgeschlossen sein. Sie erstreckt sich auf das Hauptfach und die beiden Nebenfächer und besteht aus je einer Klausurarbeit (vier Stunden im Fach Deutsch, je zwei Stunden in den beiden Fremdsprachenfächern).
Die Diplomprüfung besteht aus

- der Diplomarbeit über ein Thema mit deutlichem Bezug zur Literaturübersetzung (Bearbeitungszeit vier Monate);
- den Klausurarbeiten;
- im Hauptfach Übersetzung eines literarischen Textes ins Deutsche mit sprach- und literaturwissenschaftlichem Kommentar (Bearbeitungszeit vier Stunden);
- im ersten Nebenfach Übersetzung eines literarischen Textes ins Deutsche (Bearbeitungszeit zwei Stunden);
- im zweiten Nebenfach Bearbeitung eines für das Berufsfeld relevanten Themas der modernen Literatur (Bearbeitungszeit vier Stunden);
- den mündlichen Prüfungen (50–60 Minuten im Hauptfach, je 20–30 Minuten in den beiden Nebenfächern).

Die Kandidaten können sich in weiteren als den vorgeschriebenen Fächern einer Prüfung unterziehen (Zusatzfächer). Mit Bestehen der Diplomprüfung wird der Grad „Diplom-Übersetzer(in)" mit dem Zusatz „Literaturübersetzen" verliehen.[13]

---

6 Ähnlich wie die Fremdsprachenfächer seit ihrer Entstehung primär Sprachlehrer für Sekundarschulen ausbildeten, ohne daß es je eine kohärente Wissenschaft etwa des Englisch- oder Französisch-Lernens gegeben hätte.
7 Siehe dazu B. Kortländer/F. Nies, *Französische Literatur in deutscher Sprache. Eine kritische Bilanz,* Düsseldorf 1986, S. 162.
8 Siehe dazu ebd.
9 Einzelheiten siehe „Ordnung für die Feststellung der besonderen Vorbildung für den Studiengang Literaturübersetzen an der Universität Düsseldorf vom 13. Juli 1987", *Amtliche Mitteilungen der Universität Düsseldorf* 16/1987, S. 2 f. (wie die in Anm. 10 und 13 genannten Ordnungen erhältlich bei: Zentrale Studienberatung, Universitätsverwaltung Abt. 1.5, Universitätsstraße 1, 4000 Düsseldorf).
10 Einzelheiten siehe „Studienordnung für den Studiengang Literaturübersetzen an der Universität Düsseldorf mit dem Abschluß-Diplom vom 20. 8. 1987", ebd. S. 7–21.
11 Über 90% der heute tätigen Literaturübersetzer können ein Hochschulstudium nachweisen, weit über drei Viertel davon in sprachorientierten Fächern. Unter den namhaften Übersetzern besitzen nicht wenige sogar den Professorentitel, und für manche Ausgangssprachen geht die Zahl der Universitätsleute unter den Übersetzern in die Dutzende. (Siehe Kortländer/Nies, 162 f., 159.)
12 Siehe dazu Kortländer/Nies, S. 146 ff.
13 Einzelheiten siehe „Diplomprüfungsordnung für den Studiengang Literaturübersetzen an der Universität Düsseldorf vom 13. Juli 1987", *Amtliche Bekanntmachungen der Universität Düsseldorf* 15/1987, S. 6 ff.

7. Verlagerung der Massenproduktion von Diplom-Arbeitslosen?

Sondierungen bei Leitern namhafter Verlage, bei Verlagslektoren und angesehenen Übersetzern ergaben, daß durchaus ein Bedarf an besserer Ausbildung gesehen und das Düsseldorfer Experiment dort vielfach begrüßt wird. Doch dieses Experiment wird sich auch auf falsche Hoffnungen ebenso einzustellen haben wie auf mancherlei Kritik, Argwohn und Vorbehalte, ja Herabsetzung: von kurzsichtigen Verlegern, denen es wichtiger scheint, Literaturübersetzer weiterhin als „ungelernte Arbeiter" kurzhalten zu können, als das Risiko der Auftragsvergabe durch die Garantie eines Ausbildungsstandards verringert zu sehen; durch etablierte Durchschnittsübersetzer, die eine Gefährdung ihres Ansehens durch „diplomierte" Konkurrenz befürchten, statt den allgemeinen Statusgewinn aufgrund einer Verbesserung des Berufsbilds zu erhoffen; schließlich durch Publizisten, die den Studiengang der Öffentlichkeit zu vermitteln haben, deren Berufsvorbereitung und Berufseinstieg aber bislang meist ähnlich diffus und ungeregelt verlief wie bei Literaturübersetzern, und die so nicht selten geneigt sein dürften, trutzig die gemeinsame Fahne der ungelernt Tüchtigen hochzuhalten.

Der Studiengang wird also nur zum Erfolg werden, wenn mittelfristig – ungeachtet solchen noch verbreiteten Mißtrauens – die Mehrheit der Beteiligten überzeugt werden kann, daß die gebotene Ausbildung für Verlage wie Übersetzer, für Leser, Hörer und Zuschauer deutliche Vorteile bringt. Selbst dann wird der durchaus reale Markt eng begrenzt bleiben. Ganz gewiß ist Literaturübersetzen nicht das Patentrezept, Massen ziel- und arbeitsloser Lehramts- und Magisterstudenten oder Diplomdolmetscher endlich ins Brot zu setzen. Insbesondere kann es nicht darum gehen, den immer zahlreicheren Studentinnen einschlägiger Fächer den Slogan „Zwischen Kind und Küche ein Roman"[14] als übersetzerische Lösung beruflicher Emanzipationsprobleme anzudienen. Wenn überhaupt, werden nur sehr wenige der künftigen Absolventen ausschließlich und zugleich auskömmlich von ihrer Übersetzertätigkeit leben können. War doch der Beruf des Literaturübersetzers bislang – ähnlich wie die Schriftstellerei[15] – materiell gesehen bestenfalls ein „undankbares Handwerk"[16], wenn nicht gar eine „schlichte Unmöglichkeit". Gerade die Tatsache jedoch, daß Literaturübersetzen notgedrungen häufig kombiniert wird mit verwandten Tätigkeiten – der des Schriftstellers, Publizisten, Dramaturgen, Verlagslektors[17] – birgt eine besondere Chance. Es ist zu hoffen, daß der neue Studiengang das Reservoir vergrößert nicht nur an solide geschulten Übersetzern. Er vermehrt auch die Zahl mit fremden Literaturen vertrauter potentieller Lektoren, Literaturkritiker und Theaterleute, die nicht nur vorgelegte Übersetzungen einzig auf stilistische Gefälligkeit hin beurteilen[18], sondern bereits die Originaltexte bewerten, ihre Übertragung initiieren und deren Angemessenheit abschätzen können. Sollte dies gelingen, würde es immer schwerer, zeit- und honorarsparende alte Übersetzungen von Klassikern oder Unbekannten ungestraft nachzudrucken, obwohl sie von Fehlern wimmeln[19], oder die Übertragung des „wichtigsten französischen Bühnenautors der Gegenwart" einem „des Französischen eingestandenermaßen unkundigen" Literaten anzuvertrauen.[20] Beides ist so schlimm wie gängige Praxis, denn für Verfälschungen von Literaturimporten existieren noch kaum Möglichkeiten von Grenzkontrollen. Die Universität Düsseldorf möchte versuchen, die Eignung von Importeuren wie Kontrolleuren zu erhöhen. Nach fünf Jahren wird sie eine Bilanz ihres Modellversuchs ziehen und der Öffentlichkeit zur Prüfung vorlegen.

---

14 So die Schlagzeile eines Berichts über den Studiengang in der *Westdeutschen Zeitung* vom 20. 10. 1987, S. 13.

15 Vgl. dazu: „der Regelfall ist, daß Autoren von den Einkünften aus ihren Büchern nicht leben können . . ., der größte Teil der Schriftsteller . . . ist nach wie vor auf andere Tätigkeiten (Rundfunk, Zeitschriftenmitarbeit) angewiesen". (*Der Deutsche Literaturfonds. Dokumentation eines Fördermodells*, Darmstadt 1987, S. 15).

16 Titel eines Beitrags von Friedrich Giesse in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 5. 5. 1987, folgendes Zitat ebd.

17 Siehe dazu Kortländer/Nies, S. 163.

18 Siehe dazu Kortländer/Nies, S. 151.

19 Siehe dazu H. Hinterhäuser in Kortländer/Nies, s. 55–58.

20 Siehe dazu R. Kill, Tod im Hangar: „Quai West" von Bernard-Marie Koltès in Bochum, *Rheinische Post* vom 22. 11. 1986.

Jürgen Bauer

Kunst oder nicht Kunst? Das ist die falsche Frage!

Ob unsere Tätigkeit als Übersetzer literarischer Werke eine künstlerische ist und unsere Produkte daher als eigenständige Kunstwerke anzusehen sind, scheint in unserer Branche bereits seit langem die Gemüter zu erhitzen, insbesondere im Hinblick darauf, ob literarisches Übersetzen erlernbar und damit lehrbar ist oder nicht. Als jemand, der die – mit Verlaub: unerträglichen – Bedingungen unseres Gewerbes nun auch schon seit ein paar Jahren kennt, fragt man sich ziemlich verständnislos: Wem nützt denn diese Diskussion eigentlich? Den am Hungertuch nagenden Literaturübersetzern sicher nicht, es sei denn, sie könnten aus der Gewißheit, Künstler zu sein, die zum Überleben notwendigen Kalorien beziehen – ein entsprechendes „Energieumwandlungsverfahren" ist mir allerdings bislang nicht bekannt. Denjenigen Literaturübersetzern, die nicht am Hungertuch zu nagen brauchen, weil sie über andere Finanzquellen verfügen und das Übersetzen nur als Hobby betreiben (etwas völlig Legitimes, solange sie nicht zu absoluten Dumping-Preisen arbeiten und damit den ohnehin kaputten Markt noch kaputter machen!), bringt eine solche Diskussion auch keinen erkennbaren Nutzen, denn die sollten in ihrer angenehmen Situation eigentlich auf Selbstbeweihräucherung verzichten können. Bliebe die Verbesserung der Qualität der Übersetzungen – und da scheint mir die Kunstdiskussion der völlig falsche Hebel zu sein; zumindest konnte sie bislang nicht verhindern, daß die Zahl der übersetzerischen Fehlleistungen immer noch bedauerlich groß ist. Wie sollte eine derartige Diskussion dies auch leisten können, wo doch die Gründe für solche Fehlleistungen meist an unprofessionellem Vorgehen beim Übersetzen liegen, entweder weil dem Übersetzer die materielle Grundlage fehlt, um professionell (d.h. vor allem auch: zeitaufwendig) zu arbeiten, oder weil er sich bestimmte zu professionellem Übersetzen notwendige handwerkliche Fähigkeiten nie angeeignet hat. Und hier möchte ich zum Thema „Lehrbarkeit des literarischen Übersetzens" doch zumindest eine ketzerische Frage stellen: Sollten Michelangelo, Mozart oder Brecht ihre Werke tatsächlich nur aus der tief in ihrem Innern brodelnden Künstler-Magma geboren haben, oder waren da nicht vielleicht doch auch ein paar handwerkliche Fähigkeiten im Spiel, die sie sich im Laufe ihres Lebens angeeignet haben, ja die sie sich möglicherweise durchaus an einer schulähnlichen Institution hätten aneignen können, so es etwas derartiges zu ihren Lebzeiten gegeben hätte? Womit natürlich keineswegs ausgeschlossen ist, daß gegenwärtige Versuche, solche Institutionen für unseren Beruf einzurichten, Totgeburten sind – wenn auch wohl wiederum vor allem aus materiellen Gründen!

Die materielle Basis unserer Tätigkeit sollten wir deshalb zu verbessern trachten, anstatt unsere Energie in fruchtlosen „Kunst-oder-nicht-Kunst"-Debatten zu verschwenden! Wenn wir miteinander streiten, dann doch besser darüber, wie wir die Tätigkeit des professionellen Literaturübersetzers für das interessierte Fachpublikum und die interessierten Leser transparent machen und wie wir deren Zahl steigern können, und mit welchen Mitteln wir die materiellen Grundlagen unserer Tätigkeit so gestalten können, daß wir alle die Möglichkeit haben, bei unserer Arbeit den für ein befriedigendes Ergebnis notwendigen Aufwand zu treiben und zugleich unsere handwerklichen Fähigkeiten immer weiter zu verbessern.

Ein Künstler ist laut Duden, wer künstlerisch tätig ist; davon, daß er dies mit permanentem Magenknurren tun muß, ist – zumindest in diesem für uns alle nicht ganz unwichtigen Nachschlagewerk – nicht die Rede. Auch wenn wir tatsächlich Künstler sein sollten, täten wir besser daran, dafür zu kämpfen, endlich wie jeder gute Handwerker bezahlt zu werden! Die Entscheidung darüber, ob unsere Produkte Kunst sind oder nicht können wir beruhigt den Kritikern oder noch besser der Nachwelt überlassen.

(Beitrag von Fritz Nies aus: Lebende Sprachen 2/1988)

Josef Winiger

Zehn Gegenthesen zum Übersetzerelend

Über die Professionalisierung des Übersetzens wird viel geredet. Unser Kollege Josef Winiger hat nicht nur geredet, sondern auch gehandelt, nämlich geschrieben. Im folgenden stellen wir seine „zehn Thesen zum Übersetzerelend" vor und hoffen auf eine rege Diskussion in den Spalten unserer Zeitschrift. Zuschriften sind erwünscht! *red.*

1. Dem Klischee des schweinischen Verlegers entspricht das Klischee des vertrottelten Übersetzers. Beide ergänzen sich fatal.
2. Seine Knechtschaft muß der Knecht selbst abschütteln. Wer darauf hofft, daß der Herr sie abschafft, der *träumt* nur von Freiheit. Und wer meint (wie ich selbst bis vor einiger Zeit), er könne durch jammervolles Klagen die Öffentlichkeit als Bundesgenossen gewinnen, der hat unseren Rechtsstaat vergessen: Dieser anerkennt nur Gerichtsurteile.
3. Unsere Honorare sind nicht um eine oder zwei Mark pro Seite zu erhöhen, sondern zu verdreifachen: Wenn wir durchschnittlich zwei Stunden für eine fertig korrigierte Seite brauchen, so kostet diese Seite eben 90 Mark. (Jeder Handwerker verlangt 45 Mark die Stunde.)
4. Daß wir diese Rechnung nicht längst aufgemacht haben, liegt weniger daran, daß wir nicht rechnen können, sondern daran, daß mit unserer Selbsteinschätzung etwas nicht stimmt. (Wieviel mal weniger wert als ein Handwerker sind wir?)
5. Der professionelle Übersetzer definiert sich dadurch, daß er dem Verlag eine Übersetzung liefert. Der Dilettant gibt eine Übersetzung ab, die im Lektorat erst zur Übersetzung zurechtgestutzt werden muß.
6. Der professionelle Übersetzer ist für den Verlag ein Geschäft. Die Verleger wissen das besser als anscheinend die Übersetzer (sonst würden diese anders auftreten).
7. Gegenwärtig sind professionelle Übersetzungen noch so selten, daß sie wie eine angenehme Überraschung in der Bücherlandschaft wirken. Wir können die Verleger für diese Misere verantwortlich machen.
8. Wir können aber auch dafür sorgen, daß die professionelle Übersetzung zum Standard wird, indem wir Nachwuchsübersetzer bei ihrer Professionalisierung tatkräftig unterstützen (Straelen ist dazu da!).
9. Unsere Situation wird sich erst ändern, wenn die professionelle Übersetzung zum Standard geworden ist, hinter den zurückzufallen sich ein Verleger nicht mehr leisten kann, sofern er sein Image wahren will.
10. Das ungeschriebene Gesetz, wonach Weltliteratur (Lizenzen plus Übersetzungshonorar) nicht mehr kosten dürfe als die Landesliteratur (Autorenhonorar), ist ein kulturelles und politisches Phänomen. Die IG Medien ist hier gefordert. Als deren Mitglieder sind wir dafür zuständig, daß sie es aufgreift. (Die EG-Kommission hat es bereits aufgegriffen, siehe *feder* 10/1989.)

Thomas Reschke

Russisch übersetzen – was für ein Abenteuer!

Im Europäischen Übersetzerkollegium Straelen gab es, von der Öffentlichkeit unbemerkt, im Herbst 1989 eine kleine Sensation: Zum erstenmal nämlich trafen einander Übersetzer russisch-sowjetischer Literatur aus der Bundesrepublik Deutschland und aus der Deutschen Demokratischen Republik zu einer ausgedehnten Fachsimpelei. Eingeladen worden waren sie von Dr. Klaus Birkenhauer und der Bertelsmann-Stiftung. Eine Woche lang wurden Übersetzungstexte der Teilnehmer (nach Originalen von Aleksej Remisow und Artjom Wesjoly) Wort für Wort abgeklopft auf Richtigkeit, Adäquatheit und stilistische Präzision der deutschen Wiedergabe. Es gab Vorträge über die Rezeption sowjetischer Literatur in den beiden deutschen Republiken (Karla Hielscher und Franziska Martynowa), und es gab auch Gespräche über Status und soziale Lage der Übersetzer in beiden.

Die rundherum erfreuliche und freundschaftliche Begegnung im gastlichen Haus zu Straelen war gleichwohl gekennzeichnet durch das Spannungsverhältnis zwischen der Selbstverständlichkeit eines solchen bilateralen Seminars von Menschen, die sich der völkerverbindenden Aufgabe des Übersetzens verschrieben haben, und der Erstmaligkeit des Treffens. Aber die politische Großwetterlage läßt hoffen, daß sich hier schon in nächster Zukunft mehr bewegen wird.

Übersetzen – ein Vergnügen: In der Deutschen Demokratischen Republik russische Gegenwartsliteratur zu übersetzen macht Spaß. Ich habe jahrzehntelang das Glück gehabt, mir meine Titel aussuchen zu können. Darum stehen auf meiner Liste so großartige Bücher wie Michail Bulgakows „Der Meister und Margarita", Ilja Ilf/Jewgeni Petrows „Das goldene Kalb", die satirischen Geschichten des Michail Sostschenko, die historischen Romane von Bulat Okudshawa, Artjom Wesjolys „Rußland in Blut gewaschen" und wohl hundert andere. Solche Bücher zu lesen ist das reinste Vergnügen, und Übersetzen ist eigentlich die intensivste Form des Lesens. Jedes Detail muß genau wiedergegeben werden: im Sinn, in der Form, in der Stilebene, in der Geläufigkeit, historisch richtig.

In der Deutschen Demokratischen Republik steht der Übersetzer in geringerem Maße unter Leistungsdruck und ist sozial besser abgesichert als in der Bundesrepublik Deutschland. Darum kann er mehr Sorgfalt auf die Qualität verwenden, das heißt, am deutschen Text so lange feilen, bis er die optimale Form gefunden hat. Im Verlag hat er seinen Partner, den Redakteur, der den Text nochmals durchgeht und die letzten Unebenheiten beseitigen hilft. Hält er dann schließlich das fertige Buch in der Hand (was in der Deutschen Demokratischen Republik leider wesentlich länger dauert als in der Bundesrepublik Deutschland), kann er sich auf die Reaktion der Leser freuen, die er spätestens bei der ersten öffentlichen Lesung kennenlernt. Sowjetunion-Reisen bringen ihm dann die persönliche Bekanntschaft mit „seinen" Autoren, aus der oft Freundschaft wird.

Aber es gibt noch einen ganz wesentlichen Aspekt, der unserem Beruf besonderen Reiz verleiht. Literatur spielt im öffentlichen Bewußtsein der Sowjetunion und des „Buchleselandes DDR" (Christoph Hein) eine viel größere Rolle als in dem der westlichen Länder. Schriftsteller werden nicht nur als Unterhaltungskünstler, sondern auch als moralische und politische Autoritäten empfunden. Die Werke von Autoren der Breschnew-Zeit wie Jurij Trifonow, Valentin Rasputin, Fjodor Abramow, Tschingis Aitmatow, Wassil Bykau, Wladimir Tendrjakow und anderen dürften durchaus Denkhilfe für die Gorbatschow-Reformen geleistet haben. Endlich erscheinen konnten klassische sowjetische Werke, die lange verboten waren, unter anderem Michail Bulgakows „Hundeherz", Andrej Platonows „Baugrube" und „Tschewengur", Anna Achmatowas „Requiem".

Weitere Bücher aus der Sowjetunion der letzten Jahre wie Alexander Beks „Ernennung", Anatolij Pristawkins „Über Nacht eine goldene Wolke", Wladimir Dudinzews „Weiße Gewänder" und andere tragen wesentlich zur Wiederherstellung der historischen Wahrheit bei, die jahrzehntelang unterdrückt war. An diesen Prozessen als Übersetzer beteiligt zu sein, wenn auch an bescheidener Stelle, das gibt schon das befriedigende Bewußtsein, an der politischen Klimaverbesserung ein wenig mitgewirkt zu haben. Es hat ja wohl auch wirklich etwas mit Völkerverständigung zu tun.

Übersetzen stellt die Frage nach Verantwortung und Voraussetzungen. Es dürfte zwischen beiden deutschen Republiken keinen großen Unterschied geben, was das zahlenmäßige Verhältnis zwischen deutschsprachigen und aus Fremdsprachen übersetzten Titeln (etwa ein Drittel) auf dem Büchermarkt betrifft. Der Leser freilich wird sich nur in Ausnahmefällen dessen bewußt sein, daß er keineswegs Michail Bulgakow, Albert

Camus oder William Faulkner liest, sondern nur das, was der jeweilige deutsche Übersetzer daraus gemacht hat. „Für ihn, da er sich nicht anders helfen kann, ist die Kopie das Original, und aus ihr leitet er alle seine Vorstellungen nicht bloß vom Inhalt, sondern auch von Sprache und Stil des Autors ab, obwohl ihm tatsächlich nicht mehr zur Verfügung steht als die Sprache und der Stil dessen, der da übersetzt hat", so Walter Boehlich in seiner Laudatio auf den Helmut-M.-Braem-Preisträger Wilfried Böhringer.

Wenn wir hieraus die Forderung an den Übersetzer ableiten, seine Wiedergabe solle im großen wie im kleinen auf den Leser die gleiche rationale und emotionale Wirkung haben wie das Original auf den Leser in der Ausgangssprache, so zeigt sich, daß er, faßt er seinen Beruf nicht nur als Gelderwerb auf, eine Verantwortung zu tragen hat, die ihm so manches liebe Mal zur Last werden mag, zumal auch und gerade den Erfahrenen Selbstzweifel plagen, ob er denn seiner Aufgabe überhaupt gewachsen sei. Gar zu vieles hat er bei seiner Arbeit im stillen Kämmerlein zu beachten.

Zunächst einmal: Sein Beruf ist nur im Prozeß der Arbeit selbst erlernbar, denn das Übersetzen schöngeistiger Literatur wird nirgends gelehrt. Darum kann er erst nach langen Jahren ein gewisses Maß an Sicherheit gewinnen. Daß er die russische Sprache (um die es hier hauptsächlich geht) möglichst gut beherrschen soll, ist selbstverständlich, aber sehr schwer erreichbar, wenn er nicht jahrelang in der Sowjetunion gelebt hat. Seine wichtigsten Hilfsmittel, die russischen Wörterbücher aus der Sowjetunion, lassen ihn oft im Stich, denn sie werden nach normativen Gesichtspunkten zusammengestellt und vernachlässigen eine Fülle von Wörtern und Wendungen, die aus verschiedenen Gründen als anstößig oder unzulässig empfunden werden. Dazu gehören saloppe, vulgäre, regionale und andere Ausdrücke, die jedoch in der russischen Gegenwartsliteratur reichlich präsent sind.

Der Übersetzer muß außerdem seine deutsche Muttersprache weit über das Normalmaß hinaus beherrschen, was nur durch fleißige Lektüre guter deutscher Literatur erreichbar ist wie auch durch das, was man „dem Volk aufs Maul schauen" nennt. Er muß sie in ihrer horizontalen (historisch) und in ihrer vertikalen Schichtung (Stilebenen) kennen, um jederzeit entscheiden zu können, welche handelnde Figur sich in welcher Situation wie auszudrücken vermag.

Darüber hinaus muß der Übersetzer eine vorzügliche Kenntnis der Sowjetunion, ihrer Geschichte und Literatur, ihrer ethnologischen und psychologischen Besonderheiten besitzen. Eine fundierte Allgemeinbildung versteht sich von selbst. Aber auch psychologisches Grundwissen ist angebracht, denn der Übersetzer soll sich ja sowohl in seinen Autor, hinter den er „demütig dienend" zurückzutreten hat, wie auch in dessen Figuren hineinfühlen können, um deren Sprache nach den künstlerischen Intentionen des Autors nachgestalten zu können. Übersetzen ist immer wieder Suchen, Suchen nach den besten Wiedergabemöglichkeiten im Deutschen. Das Credo des anspruchsvollen Übersetzers sollte denn auch lauten: Eine schöngeistige Übersetzung sei so wörtlich wie möglich und dabei so deutsch wie möglich. Abweichungen von diesem Grundsatz sind manchmal notwendig, und das kann abenteuerlich sein.

Übersetzen ist abenteuerlich. Wie abenteuerlich, das sei hier an einigen Textbeispielen gezeigt. In dem Roman „Ich kam euch die Freiheit zu bringen" von Wassili Schukschin (bei Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart: „Rebell gegen den Zaren", 1980) wird eine Episode erzählt, die dem Übersetzer gleich zwei harte Nüsse zu knacken gab. Der Kosakenführer Stenka Rasin kehrt mit seinen Leuten mit reicher Beute von einem Raubzug nach Persien über das Kaspische Meer zurück und schlägt nördlich von Astrachan sein Lager auf. Hier sucht ihn der Astrachaner Wojewode auf, um ihn auf Geheiß des Zaren zur Abgabe seiner schweren Waffen zu überreden. Während der fruchtlosen Verhandlungen fällt sein Blick auf einen prächtigen Zobelmantel, den er gern besitzen möchte. Rasin willigt ein und verspricht, ihm den Mantel zu schicken. Tags darauf nähert sich ein Zug von dreihundert Kosaken der Stadt. Vornweg wird an einer Stange der Pelz getragen, und ein Vorsänger singt eine Ballade folgenden Inhalts: Der Wojewode hat sich bei uns in den Mantel (russisch weiblich: schuba) verliebt, und jetzt bringen wir ihn ihm, damit er sich damit vermähle, darauf liege. Also mußte deutsch ein weibliches Synonym für Pelzmantel her. Nach langem Suchen fand sich das Wort „Schaube", das den Nachteil hat, kaum bekannt zu sein (und der Übersetzer soll ja auch den Grad der Geläufigkeit übertragen), dafür ist es etymologisch mit „schuba" verwandt und bezeichnet genau diese Art Pelzmantel (Duden).

Schwieriger war es mit der Ballade. Nach jeweils zwei Liedzeilen fallen die dreihundert Kosaken mit dem Refrain ein: *To-to golub golub to-to sisy golubok.* Dies bedeutet gar nichts und ließe sich mit *tralala holdrio* wiedergeben. Die plastische Vorstellung aber, wie dreihundert Männer mit Säuferbässen rhythmisch die dumpfen Vokale o und u (golub) skandieren, legte den Wunsch nahe, diese Vokale zu erhalten, und das führte nach langem Suchen zu folgender Lösung: *Unterm Holu-, Holu-, unterm Holulunderbusch.*

Die russische Sprache besitzt ein reiches Obszönvokabular, das jedoch keineswegs in veröffentlichter Literatur erscheinen darf und daher „zensurwidrig" genannt wird. Wenn ein Autor darauf nicht verzichten mag, muß er sich verschleiernder, euphemistischer Formen bedienen (wie etwa das deutsche „Armleuchter"). Diese Formen zu erkennen ist selbst für den erfahrenen Übersetzer nicht immer leicht. Die deutsche Wiedergabe wird zusätzlich dadurch erschwert, daß der russische Schimpfwortschatz durchweg aus der Sexualsphäre stammt, der deutsche hingegen aus der Fäkalsphäre.

Wenn man also in einem zeitgenössischen Text („Auf der Suche nach dem Genre" von Wassilij Axjonow) eine Beschimpfungsformel findet, die in der wörtlichen Wiedergabe so aussähe: „Ix Ypsilon Zet hoch achtundachtzig", braucht man schon Erfahrung und Phantasie, um hinter den drei Buchstaben die bekannte russische Standardbeleidigung zu erkennen, die oft als Aufforderung, mit der eigenen Mutter sexuelle Beziehungen aufzunehmen, mißdeutet wird. Der Übersetzer muß also den Euphemismus ins normale Russisch übertragen, dann aus dem Russischen wörtlich ins Deutsche, nunmehr die so gefundene Formel in deutsche Schimpfgepflogenheiten umdenken und schließlich dafür eine deutsche euphemistische Verschlüsselung finden.

Ein weiteres Beispiel. In den „Abenteuern des Fjodor Kuskin" von Boris Moshajew (bei Volk und Welt, Verlag für Internationale Literatur, Berlin) gerät der Titelheld, ein kriegsversehrtes, verwitwetes, kinderreiches, von den Behörden wegen Renitenz geschurigeltes Kolchosbäuerlein, auf einem ländlichen Markt mit einem Natschalnik in eine Kontroverse, die so endet: *on poslal ego podalsche.* Die Übersetzerin gab es wörtlich wieder, „Er schickte ihn möglichst weit weg", ohne zu ahnen, daß eine schauderhafte Beschimpfung dahintersteckt, nämlich die Aufforderung, in einer bestimmten Körperöffnung zu verschwinden. Das Umdenken in deutsche Schimpfgepflogenheiten sowie die Erwägung des Verschlüsselungsgrades im Original führten zu der wohl einzig möglichen deutschen Lösung: „Er sagte ihm, wo er ihn könne."

Wortneuschöpfungen sind ja eigentlich Sache der Autoren, und doch kommt auch ein Übersetzer manchmal nicht drumherum. 1966 erschien – ebenfalls beim Verlag Volk und Welt, Berlin – Jewgenij Jewtuschenkos – inzwischen oft in Ost und West nachgedruckte Erzählung *Kuriny bog* – „Der Hühnergott". Dieses Wort bezeichnet einen kleinen Stein mit einem natürlichen Löchlein, der, so Jewtuschenko, von den Krimtataren an die Hühnerstange gehängt wurde, um das Geflügel zu verbesserter Legetätigkeit anzuspornen. Kurgäste am Schwarzen Meer sammelten solche Steinchen und trugen sie als Glücksbringer um den Hals. Die vielgelesene Erzählung löste auch in der Deutschen Demokratischen Republik Sammelinteresse aus, und

heute kennt das Wort jeder DDR-Bürger. 1985, neunzehn Jahre nach dem Erscheinen der Erzählung, stand das Wort im DDR-Duden - erste lexikalische Erwähnung.

In Bulat Okudshawas Roman „Die Reise der Dilettanten" (Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, 1981) kommt eine Wortreihe vor, die zu einer Wortneubildung zwang: Irgendwer hatte etwas getan, irgendwann, irgendwie, irgendwo, „irgendwarum". In Anatoli Kims großartigem Roman „Eichhörnchen" (inzwischen auch im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, erschienen) spielt eine Art Märchenwesen eine durchgehende Rolle, russisch: *oboroten*. Die Lexika geben „Werwolf" an. Dieses Wesen aber, jedes russische Kind kennt es, kann sich nicht nur in einen Wolf verwandeln, sondern in jedes beliebige Tier, auch in andere Menschen, sich - wenigstens bei Kim - auch noch in andere Zeiten versetzen. Kim braucht dieses Wesen für seine These, der Mensch habe auf seinem Weg vom Tier zum Menschen erst die allerersten Schritte zurückgelegt und sei dem Tierstadium noch näher als seinem Endziel, dem Menschen.

Umfangreiche Nachforschungen ergaben, daß es für *oboroten* kein deutsches Wort gibt. Also mußte ein solches Wort erfunden, konstruiert werden. Es sollte zumindest aus dem Kontext heraus verständlich sein und auch wie ein „richtiges deutsches Wort" aussehen. Ein langwieriger Denkprozeß ergab schließlich eine Kombination der Wortwurzel von Verwandlung, Wandel oder Wandl, mit dem aus dem Märchen bekannten Suffix -ling (Däumling), und so entstand für *oboroten* das Neuwort „Wandling", wenn es auch keine Chance hat, sich in der deutschen Sprache zu behaupten. Solche Lösungen zu finden ist jedoch für den Übersetzer wie für den Leser angenehmer als die immer wieder geisternde Fußnote „unübersetzbares Wortspiel".

Im Oktober 1958 veröffentlichte „Neues Deutschland" eine Schmähschrift von Wolfgang Joho, die sich gegen den Roman „Doktor Schiwago" und gegen den Nobelpreis für seinen Autor Boris Pasternak richtete. Ich erinnere mich, wie das Buch in der Ausgabe des S. Fischer Verlages, Frankfurt am Main, in der Deutschen Demokratischen Republik heimlich von Hand zu Hand ging. Auch in der Sowjetunion unter Chruschtschow sah sich der Autor scharfen Angriffen ausgesetzt, die ihn an den Rand der Verzweiflung trieben. Er wurde aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen und war gesellschaftlich geächtet - lange über seinen Tod hinaus. Erst Glasnost und Perestroika unter Michail Gorbatschow schufen die Voraussetzungen dafür, daß der Roman endlich 1988 in der Zeitschrift *Nowy Mir* erscheinen konnte. Damit war der Weg für die DDR-Edition frei, und ich wurde vom Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, mit der Übersetzung beauftragt.

Nun ist eine Neuübersetzung immer ein zweischneidiges Schwert. Einerseits gilt es als ehrenvoll, ein so berühmtes Buch zu übertragen. Andererseits kann der Erfolgszwang, es besser machen zu müssen als der andere, schon zur Last werden. Das Bessermachen war hier nicht gar so schwierig, denn die Übersetzung von 1958 (Reinhold von Walter) ist wahrlich nicht gut. Sie hat zwar durchaus gelungene Passagen, aber sie wimmelt von Fehlern und liest sich streckenweise wie eine freie Nacherzählung des Originals. Wenn der Neuübersetzer bei kniffligen Stellen mal nachschaute, ob die eigene Deutung mit der des anderen übereinstimmt (abschreiben darf er beileibe nicht), ergab sich fast jedesmal, daß etwas falsch gedeutet, weggelassen oder verschleiert worden war.

Leider ist der Lyriker Pasternak in seinem Roman nicht annähernd so stilsicher, wie ich vorausgesetzt hatte. Die Überfrachtung mit Substantiven etwa zwingt häufig zu verbalen Auflösungen, die man, der Stiltreue verpflichtet, nicht gerne macht. Und bei einem solchen Autor auf mißlungene Bilder zu stoßen ist einfach schmerzhaft. („Ihre unordentlich über das Kissen gebreiteten Haare bissen mit dem Rauch ihrer Schönheit in seine Augen und drangen ihm in die Seele.") Was tun - getreulich wiedergeben oder so übertragen, wie man selbst geschrieben haben würde?

Bei den Gesprächen in Straelen stellte sich heraus, daß unser Beruf in keinem Land so gesellschaftlich anerkannt und sozial abgesichert ist wie in der Deutschen Demokratischen Republik. Vieles, um das die Übersetzer in der Bundesrepublik Deutschland noch mit ihren Verlegern ringen müssen, ist in der Deutschen Demokratischen Republik längst selbstverständlich. Der Übersetzer in der DDR arbeitet in der Regel freiberuflich und ist Mitglied des Schriftstellerverbandes. Ihm steht eine Altersversorgung zu, die sich nach der Höhe seiner Einkünfte richtet. Seine gesellschaftliche Anerkennung zeigt sich in staatlichen und sonstigen Auszeichnungen und Prämien. Den angesehenen F.-C.-Weiskopf-Preis der Akademie der Künste etwa, der alle zwei Jahre für „Verdienste um die Reinerhaltung der deutschen Sprache" verliehen wird, hat schon eine ganze Reihe von Übersetzern erhalten. Die führenden Verlage in der Deutschen Demokratischen Republik haben Mitte der 1970er Jahre eine Prämie für die beste Übersetzung des Jahres in den wichtigsten Sprachen gestiftet (2000 Mark). Presse, Funk und Fernsehen der DDR zeigen ein zunehmendes Interesse an unserer Arbeit. Und schließlich: Übersetzer werden das ganze Jahr über immer wieder von Bibliotheken, Buchhandlungen, Betrieben eingeladen, aus ihren Arbeiten vor verschiedenen Auditorien zu lesen und ihren Beruf vorzustellen. Das Publikumsinteresse ist erfreulich groß und hat „seit Gorbatschow" spürbar zugenommen.

Dennoch gibt es auch in unserem Beruf die Erfahrung, daß mit Aufträgen am ehesten die besten und erfahrensten Übersetzer betraut werden, die meistens auf ein, zwei Jahre und mehr ausgebucht sind. Sie erhalten natürlich auch die interessantesten und lukrativsten Titel. Weniger gute und erfahrene Übersetzer merken auch bei uns schon mal, daß der Freiberuf nicht ohne Risiken ist, denn sie werden mit Aufträgen als erste übergangen, wenn in der Sowjetunion die literarische Ernte eines Jahres mal etwas knapper ausfallen sollte.

Europa, fast ein halbes Jahrhundert getrennt, rückt wieder näher zusammen, seit Michail Gorbatschow den jahrzehntelangen Konfrontationskurs der UdSSR aufgegeben hat. Russische Schriftsteller waren es, die die Perestroika lange vor der Perestroika in Gang setzten - Wladimir Tendrakow, Jurij Trifonow, Fjodor Abramow und viele andere; sie lesen sich heute wie Vordenker Michail Gorbatschows. Sie zu übersetzen ist nicht nur eine erfreuliche Arbeit, es vermittelt dem Übersetzer auch das Gefühl, an der Brücke der Annäherung mitgebaut zu haben. Und da, allerdings, gibt es noch viel zu tun.

aus: *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 29. Dezember 1989*

Oskar Pastior

Oder manchmal auch übersetzen

Beitrag zur Diskussion „Moden des Übersetzens" im Literarischen Colloquium Berlin am 24. und 25. Februar 1989

1. Ich bin was ich schreibe: sogenannter Originaltext oder sogenannte Übersetzung. Letztere Tätigkeit: sehr selektiv und immer seltener.

2. Übersetzen (das, was das Wort „übersetzen" suggeriert) ist streng genommen nicht möglich. Da es das Wort aber gibt, gebrauche auch ich es als konventionelle Münze; und falle auf den Trugschluß, es gäbe sowas wie einen Gegenwert, immer wieder herein. Im Grund ist es die Realismusfalle („es gäbe die eine außersprachliche Wirklichkeit hinter beiden Texten - O und Ü -, und Übersetzen sei dann bloß ein Durchschleusen"). Die Falle lauert und bewirkt schlechtes Gewissen. Sie suggeriert mir den „Verrat", der nötig sei, um mit dem Original überhaupt kommunizieren zu können - die trotzige Eigenverantwortlichkeit im arbiträren Handeln. Ist Übersetzen vielleicht eine protestantische Erfindung?

3. Wenn es schon kein Übersetzen gibt, dann ist jede Übersetzung wie jeder Originaltext ein Einzelfall. Im Text ist der Modus des Herangehens angelegt - mein jeweils gebrochener Umgang mit Texten wie Autoren.
Bei Chlebnikov ging es darum, in Analogie zu seinem Umgang mit der russischen Sprache einen Umgang mit der deutschen Sprache zu finden. „Übersetzung" war das nicht - höchstens in dem Maße als ich mich bemühte, die großen Wortfelder so wie er in einem vorindustriellen Naturbereich zu halten.
Die 33 Texte mit Petrarca führe ich in der Bibliographie bei meinen eigenen Büchern, nicht bei den von mir übersetzten. Obwohl ich Wort für Wort dem Originaltext gefolgt bin; aber ohne Italienisch zu können (nur mit dem Wörterbuch); aber mit dem Vorsatz, seine Metaphern und Bilder in präsumptive Gedankengänge („die bei Petrarca zum Bild geführt haben könnten") quasi detektivisch aufzudröseln.
Die Coproduktionen mit Wiel Kusters. Wie wir uns in Hin- und Hertransformationen eines Anagrammtextes mal wörtlich, mal anagrammierend mit der absurden Fragestellung „wie übersetzt man ein Anagramm in eine andere Sprache" abgestrampelt haben - bis ein Büchlein daraus wurde. Oder das andere Projekt mit ihm, wo ich ein Gedicht von Stefan George mit einer ganz arbiträren Methode (Versuchsanordnung) in „mein persönliches Deutsch" gebracht habe - damit der Niederländer Kusters es dann in „seine" Sprache übersetzen konnte, und ich das wieder „normal" ins Deutsche: George durch doppelte Brechung wieder in einer der zahllosen möglichen deutschen Versionen.
Oder meine Anagrammgedichte selber: nach Titeln von Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel. Ein Movens dabei war, die Geschichten, ohne sie gelesen zu haben, bloß aus ihren Titeln „herauszuanagrammieren".
Das Unmögliche möglich machen. Mercurius oder Hermes; ich denke an The Go-Between, das ist Der Mittler, den Film von Losey. Hermetik wäre eine materiale Mittelbarkeit, das offenkundige Rätsel.
Oder die vertrackte Situation, zusammen mit H.C. Artmann und zwei japanischen Autorenkollegen, beim Renshi-Kettenprojekt. Jedes Kettenglied die Anregung fürs nächste - das aber hieß, die dazwischengeschalteten Hilfsbrücken-Übersetzungen (die gewiß gewissenhaft waren) für bare Münze zu nehmen, obwohl sie, bei so entfernten Sprachen, Niemandsland waren, weiße Zonen im Schaukelmoor. Diese Hochstaplersituation mußte, zumindest in meinen Antworttexten, zum Tragen (bzw. zum Schaukeln) kommen.

4. Ob meine Art zu schreiben nun als Stil, Eigenart, Duftnote oder, bitte, als Mode bezeichnet werden kann, ist mir ziemlich egal; wenn aber ich m e i n e M o d e b i n (bzw. diese „c'est moi"; im Französischen bedeutet m o d e klar auch Art & Weise, Methode), so ist sie erkennbar nur im Unterschied zu anderen Moden - ich kann sie, da sie meine ist, nicht recht goutieren; der Blindfleck im Auge hindert mich so daran wie er dazugehört. Die Auseinandersetzung mit fremden Schreibweisen findet aber nur in meiner und durch meine Schreibweise statt. Einfluß wie InterEsse (selber bereits „drin sein"): das Ei und die Henne.
Was es mit der Mode auf sich hat, interessiert mich natürlich. Es ist ein fast erotisches Vergnügen, Gruppenmerkmale abweichend einzusetzen (oder eingesetzt zu sehen), die raffinierte Spannung zu fühlen, wenn das, was anfaßbar machen will, im Grunde unangreifbar macht. Die Schönheit einer Hommage an andere Modeschöpfer - aber auch die Schönheit der Distanzierung von dem was man mitmacht. Das Staunen, wenn Accessoires ins „Inhaltliche" umschlagen. Die Faszination der peripheren Übertreibungen - und die Erschütterung der Einsicht, daß jede Äußerung grundsätzlich Übertreibung ist. In der Kombination die Freude am Verkuppeln: eine Erkenntnisfreude (etwa wenn ich ein Benngedicht mit einer Kleistanekdote kreuze). Und freilich auch die Ästhetik des Bescheidwissens und der Kitzel der Besserwisserei - im Patchwork fühle ich mich ja so up to date: vor lauter Angst, ausgeschlossen zu sein.
Selbstverständlich hat die Mode als verbindliche Metapher in diesem Themengespräch einen ziemlichen Knacks: Kleidungs- und Gegenstandsmode ist psychologisch interessant für das, was zwischen Individuum und Gruppe passiert. Auf der Textebene, also in der Literatur, gibt es keine Psychologie - da gibt es Wörter. Autorenmotivationen, die psychologisch sind, sind nicht Sache des Textes.

5. Beim Schreiben wie beim Übersetzen manipuliere, zensiere und rezensiere ich; das liegt in der Natur der neugierigen Dinge. Das Feigenblatt der Treue ist mir da zu dürftig. Unzeitgemäß bin ich für Promiskuität.
Hätten mich der Metaphernreichtum bei Petrarca und der Metaphernschwulst bei manchen seiner Übersetzer nicht gereizt und geärgert, hätte ich einigermaßen Italienisch gekonnt, ich hätte mich nie darauf eingelassen. Und eine Übersetzung ist es ja auch nicht geworden.

6. Ich gebe zu: Öfter schon habe ich in Übersetzungen für „Stern" etwa „Himmelskörper", für „Himmel" „Luft" oder für „Blüte" „Pflanze" gesagt. Selbst bei geschätzten Autoren konnte ich mir Retuschen nicht verkneifen, wo sie allzu poetisch sagen wir geschlampt hatten. Ich muß schließlich die Sache mit meinem Autorennamen unterschreiben.
1968, als ich herkam, machten mir salopp nüchterne und zynisch ironische Texte mehr Spaß als heute.
Ein Theaterstück von Marin Sorescu, das mir recht volksverbunden patriotisch erschien, habe ich nicht übersetzt. Der offensichtliche Jugendstil in den Gedichten von Petre Stoica, anfangs der Siebziger Jahre, war schon bei ihm Modereflex auf hiesige Mode - die Übersetzung seiner Grammophontrichter und Luftschiffrequisiten hat überhaupt nichts zusätzlich einfärben müssen. Als Peter Urban die beiden Bände Chlebnikov herausgab, war von Futurismus und Avantgarde nichts in der Luft - das kam viel später.

7. Am deutlichsten, vermute ich, scheint etwas wie Mode durch, wo ich mich, zwar jeweils von der Machart des Textes her, aber dann doch, für oder gegen Interpunktion, für oder gegen Kleinschreibung oder auch für gemischte Formen entscheide. Typographie und Satzanweisungen für den entstehenden Text denke ich beim Übersetzen mit - sogar das Papier und das Format. Den Litz im Spritz (Literaturteil der Sprache im technischen Zeitalter) mit seinen fetten Lettern und den gelben Seiten mag ich etwas weniger. Trotzdem sind auch da übersetzte Texte erschienen. Soviel zum Kompromiß beim Übersetzen.

Auch diese sieben Äußerungen sind ein irgendwie gearteter Text. Mit dieser Luftmasche setzt er ein weiteres Zeichen und endet abrupt.

aus: *Lettres International, Juli 1989*

Bücher für Übersetzer

CEDEFOP - Europäisches Zentrum für die Förderung der Berufsbildung (Hrsg.): Terminologie der Berufsbildung - Grundbegriffe. Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften, Luxemburg 1987. DIN-A4-Format, 96 Seiten, 10,- DM

Die trockene Selbstanzeige dieser Schrift, auf der letzten Seite des Heftes unter dem Impressum versteckt, gibt sich geradezu aufreizend bescheiden: „Gegenüberstellung der Benennungen von 20 Grundbegriffen der Berufsbildung in den sechs Sprachen (Dänisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Niederländisch - HF) der neun Mitgliedstaaten Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Irland, Italien, Luxemburg, Niederlande, Vereinigtes Königreich mit kurzen Begriffserklärungen in den Originalsprachen. Eine deutsche Übersetzung dieser Erklärungen ist im Anhang enthalten." Was steckt dahinter?
Die Broschüre beginnt mit einer doppelseitigen Tabelle, die in sechs, den sechs Sprachen entsprechenden Kolumnen zu jeweils

zwanzig Zeilen die bewußten zwanzig Bezeichnungen auflistet. Man findet also mühelos für jeden deutschen oder fremdsprachigen Begriff auf derselben Zeile seine Entsprechung in einer der anderen Sprachen, und zwar – und das ist für uns Übersetzer das Entscheidende – die offizielle, aus amtlichen Quellen belegbare Entsprechung, auf die man sich also verlassen darf. Es handelt sich um die folgenden Termini (auf deutsch): *Allgemeinbildung – Berufsbildung – Weiterbildung – Berufsausbildung – allgemeine Grundbildung – berufliche Erstausbildung – berufliche Weiterbildung – berufliche Fachbildung – gewerblich-technische Ausbildung – Lehre – Umschulung – Fortbildung – Auffrischungskurse – Aufstiegsfortbildung – Anpassungsfortbildung – alternierende Ausbildung – Erwachsenenbildung – ständige Weiterbildung.* So lesen wir in der 17. Zeile als fremdsprachige Pendants zu „Anpassungsfortbildung": *efteruddaneise, updating training, adaptation, aggiornamento, bijscholing.*

So weit, so gut; schon diese sechssprachige Tabelle müßte jedem von uns ihre zehn Mark wert sein. Aber das eigentlich Aufregende an dieser so unterkühlt daherkommenden Broschüre sind die restlichen rund achtzig Seiten, die „Begriffsblätter". Auf ihnen werden die erwähnten Termini anhand offizieller Quellen definiert und kommentiert. Um bei der zitierten 17. Zeile zu bleiben: Begriffsblatt 17 gibt als Referenz für den deutschen Terminus „Anpassungsfortbildung" den Sachverständigen Norbert Wollschläger am Europäischen Zentrum für die Förderung der Berufsbildung in Berlin an und definiert: „Organisierte und institutionalisierte Lernprozesse, die darauf abzielen, einmal erworbene berufliche Qualifikationen entsprechend den jeweiligen technologischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen zu aktualisieren."

Von ähnlichem Kaliber sind die fremdsprachigen Definitionen und Anmerkungen, zum Beispiel die französische: „adaptation – formation ayant pour but de corriger, de renouveler et de mettre à jour les comportements, connaissances et compétences acquises." Anmerkung dazu: „Les actions d'adaptation ont pour objet de faciliter l'accès des travailleurs titulaires d'un contrat de travail à un premier emploi ou à un nouvel emploi." Oder niederländisch: „bijscholing – Bijkomende of voortgezette opleiding in een domein waarin men reeds een zekere deskundigheid heeft verworven."

Um aber noch ein übriges zu tun, haben die Herausgeber der Broschüre alle fremdsprachigen Nachweise, Definitionen und Anmerkungen des Teils „Begriffsblätter" ins Deutsche übersetzt und sie auf rund zwanzig gelben „Begriffsblättern – Deutsche Fassung" dem Heft beigegeben. Diese gelben Blätter enthalten also in nuce einen deutschsprachigen Überblick über die Struktur des Bildungswesens der oben genannten neun EG-Länder. Was ist nun so beispielhaft an dieser Art, einen Wortschatz zu präsentieren? Es ist die gelungene praktische Umsetzung der Erkenntnis, daß man eine thematisch einigermaßen genau umschriebene, anspruchsvolle Terminologie sinnvollerweise nur in einem diskursiven Zusammenhang vermitteln kann, der zugleich das ganze inhaltliche – institutionelle, organisatorische – Umfeld dieser Terminologie vermittelt. HF

Ökonomisches Wörterbuch Spanisch-Deutsch
1989, 640 Seiten, 68,– DM, geb. mit Schutzumschlag. ISBN: 3-7819-2027-5

Das von Dipl-Ök. Karl-Heinz Radde herausgegebene Ökonomische Wörterbuch ist 1989 im DDR-Verlag Die Wirtschaft erschienen und wurde für die Bundesrepublik vom Frankfurter Fritz Knapp Verlag übernommen. Es erfaßt mit seinen rund 45 000 Begriffen alle wesentlichen Disziplinen der modernen Wirtschaft und ihre wichtigsten Grenzgebiete und bietet einen repräsentativen Querschnitt der speziellen Terminologie der Wirtschaftsfachsprache. Es ist für unterschiedliche Zielgruppen in Theorie und Praxis der Wirtschaft und damit korrespondierenden Bereichen bestimmt.

In dem Wörterbuch sind folgende Fachgebiete vertreten: politische Ökonomie einschließlich der Geschichte der ökonomischen Theorien, Volkswirtschaft, Betriebswirtschaft, Finanzwirtschaft, Außenwirtschaft, Seewirtschaft, Binnenhandel, Agrarökonomie, Verkehrsökonomie, Wirtschaftsrecht, Wirtschaftsmathematik, Statistik, Ökometrie und die Dienstleistungssphäre.

Weiterhin heißt es in der Pressemitteilung des Fritz Knapp Verlags: „Umfangreicher als allgemein üblich wurden Termini der elektronischen Datenverarbeitung aufgenommen", was sich darauf bezieht, daß die international verwendeten englischen Fachbegriffe ins spanische Wörterverzeichnis aufgenommen wurden. Chip bleibt *chip*, und Megabyte bleibt *megabyte (20²⁰ Byte). Interface* wird jedoch z.B. in der Kombination: *interface de cassette, interface de comunicción, interface hombre-máquina* und *interface de programación* angeboten und durch den Hinweis *interfaz, s. interface* vervollständigt.

Zahlreiche Begleitinformationen wie Fachgebietsabkürzungen, Kurzerläuterungen, Definitionen und Verweise erleichtern dem Benutzer die fachliche Orientierung. Im Anhang findet sich ein Verzeichnis aller wichtigen Abkürzungen und Organisationen, sowie der Währungen der spanischsprachigen Länder und eine Auswahl von Umrechnungskoeffizienten für Maße und Gewichte.

Anhang I der Abkürzungen und Kurzwörter macht einen überaus vollständigen Eindruck, während in Anhang II bei den aufgeführten nationalen und internationalen Organisationen, Institutionen und Konventionen einige unberücksichtigt bleiben, wofür Platzmangel ein verständlicher Grund sein mag. Beispielsweise fehlt das mexikanische Nationalinstitut für Eingeborenenfragen, welches sich allerdings bei den Abkürzungen unter INI (Instituto Nacional Indigenista) findet. Erfreulich ist die ungewöhnliche Vielfalt der nicht nur überregionalen sondern auch nationalen lateinamerikanischen Organisationen und Institutionen.

Das deutsch-spanische Gegenstück dieses Ökonomischen Wörterbuchs soll laut Verlag 1991 erscheinen. *W. Zurbrüggen*

Fundsache

Das Deutsch der Manager – ein Englisch für Fortgeschrittene

Aus einem Aufsatz von Professor Dr. Joachim Zentes über „allgemeine Tendenzen in der Handelslogistik und spezielle Perspektiven für das Sortiment":

Der Handel strebt damit letztlich die Realisierung von Just-in-Time-Prinzipien an, d.h. nachfragesynchronen Distributionssystemen. Diese Philosophie eines „pipeline inventory" führt – wie zahlreiche Beispiele zeigen – zu neuartigen logistischen Lösungen. (. . .) Während die weitgehende Verwirklichung von Just-in-Time-Prinzipien den Buchmarkt in einer time-lead-Position erscheinen läßt, dürfte er in bezug auf andere logistische Tendenzen eine time-lag-Struktur aufweisen. (. . .)

(BuchMarkt 1/90)

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 3,– zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien. Verlag: IG Medien. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Soatspad 18, 4172 Straelen 1. Redaktion: Silvia Morawetz, Turnerstraße 31, 6900 Heidelberg; Holger Fliessbach, Rieperdinger Straße 11, 8018 Grafing bei München; Denis Scheck, Südwall 18, 4172 Straelen. Herstellung: Lothar Letsche. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt (Bonlanden). 3-4/90